

„Es gilt, den Leser zu verführen“

Der Journalist und Historiker Mathias Mesenhöller über historische Reportagen – über Cliffhanger, Geschichte als Abregungswissenschaft und die Kunst, geschichtliche Stoffe so unterhaltsam zu erzählen wie einen Sandalenfilm

RF: Lieber Mathias Mesenhöller, Sie schreiben historische Reportagen, die sich so spannend lesen wie ein Krimi. Ihre Geschichte „Jagd auf die Silberflotte“ beginnt so:

„Fast unsichtbar treibt die „Witte Leeuw“ durch die Nacht vor der Küste Kubas. Die Lunte, die tagsüber für die Pfeifenraucher an Deck aushängt, ist gelöscht und verstaut. Schiff und Besatzung sind gerüstet, Musketen, Enterbeile und Spieße an die Männer ausgegeben. Unterhalb der Wasserlinie liegen Bleiplatten bereit, um im Ernstfall Einschusslöcher zu flicken. In den Hängematten der Mannschaftsquartiere, versucht zu schlafen, wer von den rund 150 Mann Besatzung keine Wache hat. Es ist schwül und eng. Da sie mit Alarm rechnen, ruhen die Männer in ihren Kleidern.

Längst hat die Unwettersaison begonnen. Von Nacht zu Nacht wird es wahrscheinlicher, dass ein Hurrikan die Mannschaft aus dem Schlaf reißt. Und immer noch hält ihr Admiral sie auf diesem Meer. Neben die Enttäuschung tritt Sorge.

Piet Heyn auf seinem Flaggschiff „Amsterdam“ hat dafür wenig Sinn. Der erfolgreichste Kaperadmiral der Niederlande verfolgt ein großes Ziel: jenen Silberschatz zu rauben, den die Spanier jeden Herbst nach Europa bringen – und er will es in diesem 1628. Jahr nach der Geburt seines Herrn endlich erreichen. [...]

Gegen Mitternacht hört die Wache der „Witte Leeuw“ Stimmen vorm Bug. Der Kapitän fürchtet, gegen ein anderes Schiff der niederländischen Flotte zu treiben. Er ruft in die Dunkelheit.

*„Qué queréis?“, kommt es zurück: „Was wollt ihr?“
Spanier!*

Der Schrei der Wachen dringt bis in die stickigen Quartiere vorschiffs. Soldaten und Matrosen greifen nach ihren Waffen, stürmen an Deck. Von der „Witte Leeuw“ gehen Boote zu Wasser.“

Kompliment. Das ist wirklich ein grandioser – und vor allem sehr spannender – Anfang. Weshalb haben Sie ihn auf diese Weise konstruiert?

Mathias Mesenhöller: Nun, ich denke, das ist ein klassischer, szenischer Einstieg, um die Geschichte in Raum und Zeit zu verorten: möglichst sinnlich, möglichst detailreich. Die Anfangsszene endet dann mit einem Cliffhanger, auch das ist ein klassisches Muster. Denn was auf diesen recht rasanten Anfang folgt, ist ja deutlich weniger aufregend: eine Schilderung all jener Umstände, die das Phänomen der Kaperfahrer hervorgebracht haben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Braucht eine historische Reportage einen solchen Cliffhanger, der den Leser in den Text hineinzieht und ihn, quer durch die ganzen Hintergrundpassagen, durch den Text trägt?

Mesenhöller: Nein. Aber es ist ein schönes Mittel. Es ginge auch elegisch, zum Beispiel so: „Er war der größte Kaperfahrer seiner Zeit. Er hat einen Weg in die unzugänglichsten Häfen zwischen Ostafrika und Amerika gefunden, unermessliche Prisen genommen, seine Beute Dschungel Flüsse hinauf verfolgt – stets lieber das Enterbeil in der Hand als den feinen Degen. Strenger Calvinist. Er teilt gerecht. Seewolf einer freien Republik: ein großer Admiral – mit einer nagenden Wut im Bauch.“ – Naja, oder so ähnlich.

RF: Warum haben Sie sich für die knappe Sprache, die unvollständigen Sätze entschieden?

Mesenhöller: Reine Geschmackssache. Irgendwann habe ich angefangen, Sprache zu reduzieren. Vor allem Konjunktionen weggelassen, mehr mit Interpunktion gearbeitet, bei jedem Satz gefragt: Brauche ich die Vervollständigung noch – oder ist das Bild da, die Information, und ich kann weiter? Ich wollte meine Texte entschlacken. Das lässt sich nicht durchhalten, natürlich, wenn man die Leser nicht irre machen will, passt auch nicht zu jedem Stoff, vieles kommt in der Redaktion wieder rein, manchem Wort vertraue ich inzwischen mehr. Historische Reportagen können und müssen ohnehin etwas mehr ausmalen. Aber grundsätzlich mag ich diesen Stil.

RF: Wie ist die Idee zu dieser Geschichte entstanden?

Mesenhöller: In der Redaktion. GeoEpoche ist ein thematisches, sehr komponiertes Heft. Man kann Sachen vorschlagen, aber die meisten – und besten – Geschichten bringen sie dort in der Vorrecherche zusammen und stimmen sie auf die anderen Stücke ab. Insofern ein extrem teamgeprägtes Arbeiten, entgegenkommend.

RF: Wie und wie lange haben Sie recherchiert? Wie mühsam war es, all die Quellen zu besorgen?

Mesenhöller: Für jedes Heft gibt es einen Fachberater. Geschichte ist ein ziemlich spezialisiertes Feld. Da braucht man jemanden, der über den jeweiligen Ausschnitt arbeitet und Hinweise auf Literatur geben kann, was wissenschaftlich gedeckt ist und was nicht. Von dem stammt im Allgemeinen ein großer Teil des Materials. Wie lange es dann dauert, das zu sichten, zu ergänzen, kommt aufs Thema an. Ich kann es nicht genau sagen, weil ich das neben dem Uni-Job mache.

RF: Wie viel Material haben Sie gesammelt, und wie sind Sie ihm dann Herr geworden? Welches war die ergiebigste Quelle?

In Heyns Fall eine patriotische niederländische Biographie, allerdings nicht ganz koscher. Also prüft man die Belegstruktur, guckt am besten in die ursprünglichen Quellen und fragt sich, glaube ich das jetzt – oder strickt hier jemand an einer Legende? Darüberhinaus war das Material überschaubar, ein halbes, ein Dutzend Bücher vielleicht, ein paar Aufsätze.

Bei der Auswertung bin ich halbwegs neurotisch, kopiere viel, markiere darin herum, klebe diese gelben Zettel ein und schreibe Skizzen. Die Deadline kommt näher, ich ergänze aus dem Kopf, schlage nach, revidiere, irgendwann gewinnt es seine Form. Ich fürchte, das ist nicht sehr effizient. Aber eine von mehreren Möglichkeiten, aus der Masse des Erzählbaren eine Geschichte zu destillieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Ist die Geschichte gleich im ersten Anlauf gelungen?

Mesenhöller: Nein. Mir gelingen Geschichten fast nie im ersten Anlauf. Selbst wenn das Exposé funktioniert. Die über Piet Heyn war allerdings ein besonders desaströser Fall. Da habe ich zuerst eine, wie ich fand, unheimlich faszinierende Überblicksgeschichte über den Dreißigjährigen Krieg als Weltkrieg abgeliefert, über die Gesellschaft der Niederlande, Spaniens. So eine Art flotterer Handbuchauszug. Piet Heyn fand ich dabei eher störend. Die Redaktion hat mich dann zurück auf die Spur gebracht.

RF: Würden Sie unseren Lesern Ihre missglückte erste Fassung zur Anschauung überlassen?

Mesenhöller: Sicher. Aber die ist wirklich erbärmlich.

RF: Was ist eigentlich eine Geschichtsreportage, manche sagen auch: eine „Historische Rekonstruktion“?

Mesenhöller: Eine Reportage über eine Sache, bei der man nicht dabei gewesen ist und in der Regel nicht einmal einen Zeitzeugen befragen kann. Aber eben eine Reportage, kein Wissenschaftsbericht. Das heißt, statt die Forschung zu zitieren und zu diskutieren, erzählt man deren Resultate. Und das möglichst anschaulich. Eine historische Reportage gibt nicht zu erkennen, dass Geschichte im Kern eine Konstruktion von Historikern ist, sondern macht die Vergangenheit zur Gegenwart.

Sie personalisiert und dramatisiert – versucht aber trotzdem, eine Epoche oder einen größeren Zusammenhang zu vermitteln. In diesem Beispiel: Um die Rolle der Niederlande im Dreißigjährigen Krieg zu veranschaulichen, haben wir die Geschichte eines Kaperfahrers erzählt, der in der Karibik der spanischen Silberflotte auflauert.

Am wichtigsten aber: Eine historische Reportage unterhält. Das ist unerlässlich. Aktuelle Themen, wie die Überfischung der Weltmeere, die innere Verfassung der CDU, ein Tag in Basra – das sind Themen, die uns näher sind und uns deshalb zunächst mehr interessieren als der Dreißigjährige Krieg. Deshalb gilt für historische, mehr noch als für „normale“ Reportagen: den Leser einzuladen, ihn zu verführen, ihn auch in den Hintergrundpassagen niemals zu belehren. Im Zweifel hilft die Frage: Funktioniert dieser Text als Vorlage für ein historisches Film-Epos? –

Wobei man natürlich, aber das versteht sich von selbst, niemals eine Figur erfinden oder Episoden verschmelzen darf. Künstlerische Freiheit gibt es nicht. Alles Ausgesagte muss belegbar stimmen. Eine historische Rekonstruktion ist kein Sandalenfilm.

RF: Woher nimmt ein Autor die Details, die Nuancen, um seine Geschichte bunt auszumalen?

Mesenhöller: Den Rahmen liefern Handbücher und Spezialmonographien, die geben aber meist wenig Farbe. Zeitgenössische Quellen bieten viele überraschende Details, stehen aber nicht immer zur Verfügung, oder in einer der drei Sprachen, die man gerade nicht kann. Wenn ich auf eigene Faust suche, nutze ich oft seriöse Populärliteratur. Jugendbücher sind ein Geheimtipp. „Ludwig II. für Dummies“ kann man sich zumindest einmal angucken – mit aller Vorsicht vor Legenden und Wanderaneddoten, die gerade volkstümliche Darstellungen oft kolportieren. Vor einiger Zeit hatte ich für einen Text über japanische Kriegermönche im 11. Jahrhundert ein ganz wundervolles englisches Jugendbuch mit tollen Abbildungen, Kleidung, Waffen, Frisuren, Kampftechniken, alles. Bloß eben leider auch eine erstklassige neuere

Studie, die nachweist, von wem und warum diese Bilder so um 1400, 1500 in die Welt gesetzt worden sind. Da war dann natürlich Essig mit Tarantino zum Einstieg.

RF: Muss man Historiker sein, um historische Reportagen zu schreiben?

Mesenhöller: Nein. Überblickswissen, Routine im Umgang mit Quellen und Literatur machen es einfacher, sicher. Es hilft, den Fachbegriff schon mal gehört, das „richtige“ Nachschlagewerk in Griffweite zu haben. Eine Biologin wird im Zweifel schneller über Wanderameisen schreiben als die meisten Volkswirte. Aber dass nur ausgebildete Historiker Geschichtsreportagen schreiben können, würde ich unters Zunftdenken rechnen.

Manchmal ist es sogar hinderlich. Da will man dann unbedingt etwas erzählen, das in der Fachdebatte fürchterlich wichtig ist – sonst aber niemanden interessiert. Bei Piet Heyn bin ich, wie gesagt, erst der Historiker-Begeisterung aufgesessen, Strukturen spannender zu finden als Menschen. Fachmannschaft kann also auch zur Falle werden.

RF: Sie arbeiten als Historiker an der Universität Leipzig. Wie haben Sie das journalistische Schreiben gelernt?

Mesenhöller: Ich wollte ursprünglich Journalist werden. Bei einem Praktikum in Pirna sollte ich dann ein Telefon-Interview führen, ich glaube, mit dem Stadtkämmerer. Fiel mir nicht leicht, und als ich ihn endlich dran hatte, hieß es da und da brennt eine Wohnung, fahr da mal hin. Ich war aber so verbissen in dieses Interview, dass wir erst ankamen, als selbst die Feuerwehr schon weg war. Da habe ich gemerkt, falscher Beruf. Schreiben ist schön, aber wenn man unflexibel, kontaktscheu und telefonavers ist, sollte man es lieber an der Uni versuchen. Dummerweise interessiert da die Schreibe keinen. Dann hat sich durch Zufall der historische Journalismus ergeben, Erzählen vom Schreibtisch aus. Ein Glücksfall.

RF: Welche Stoffe eignen sich, sie auf diese Weise zu erzählen, welche eignen sich nicht?

Mesenhöller: Prinzipiell jeder Stoff, wenn er hinlänglich dokumentiert ist. Aus riesigen Gebieten der Vergangenheit fehlen schlicht die Quellen, sie anschaulich zu beschreiben, also Texte, archäologische Funde, Bilder. Solche Stoffe mögen anderen journalistischen Formen offen stehen. Für eine historische Reportage bleiben sie unzugänglich. Als Faustregel: Es wird schwieriger, je weiter man sich von der Gegenwart und den „klassischen“ kulturellen Zentren fortbewegt. Aber auch spannender.

RF: Braucht jede historische Reportage eine Hauptperson?

Sie erleichtert das Schreiben, wie bei jeder Reportage. Was man jedenfalls braucht, sind ein Thema und eine Geschichte: Nur ein Thema („der Dreißigjährige Krieg als Weltkrieg“) erzählt sich schlecht; nur eine Geschichte („Piet Heyn auf Kaperfahrt“) wird schnell zum Gang durch die Requisitenkammer.

RF: Jüngst hat der „Spiegel“ ein Geschichts-Magazin auf den Markt gebracht, nun gibt es bald ein halbes Dutzend davon. Wie erklären Sie sich das große Interesse an historischen Themen?

Mesenhöller: Vielleicht ist es dreierlei: Zum einen ist da immer noch die alte Annahme, wer wissen will, wo wir hingehen, muss wissen, wo wir herkommen. Ich habe meine Zweifel, dass es so einfach ist, aber in relativ unsicheren Zeiten mag das verfangen.

Zweitens: Wenn „Unsicherheit“ heißt, dass etliche Selbstverständlichkeiten nicht mehr gelten, fragt man sich, was sonst so geht – oder eben gegangen ist. Geschichte erzählt dann nicht mehr, wieso alles so sein muss, wie es gerade geworden ist. Sondern dass es auch anders

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geht. Darin steckt übrigens ein eminent politisches Moment. Wenn Ihnen jemand erklärt, dass der Prophet dies oder das gewollt hat, dass ein bestimmtes Geschlechterverhältnis „natürlich“ sei, dass Deutschland schrecklich überfremdet wird – dann lässt es erheblich Luft raus zu zeigen, wie der Koran zusammengeschustert wurde, oder dass es eine ganze Reihe sehr erfolgreicher – und völlig skrupelloser, um irgendwelchen feministischen Mythen vorzubeugen – Herrscherinnen gab, dass Frauen Jahrhunderte lang am Arbeitsleben teilgenommen haben, Geschäfte und Güter geführt haben, und dass das offensichtlich genau so wenig zum sofortigen Untergang des Abendlandes geführt hat wie akzeptierte Homosexualität. Oder dass Migration fast immer stattgefunden hat, prozentual zur Weltbevölkerung sogar schon mehr als heute. Wobei ein Ergebnis dieser Wanderungen und Vermischungen „die Deutschen“ sind. – Geschichte hat ein ziemlich ausgeprägtes ironisches Potential. Ich verstehe sie eigentlich als eine Art Abregungswissenschaft. Insofern hilfreich.

Schließlich gibt es einfach ein Interesse an unterhaltsamen Berichten von anderswo – und das kann eben auch anderswo sein. Geschichte, die nicht mehr von oben verfügtes Büffeln von kruden Fakten ist, um am Ende zu wissen, wann die Deutschen es den Franzosen aber mal so richtig gezeigt haben, macht schlicht Spaß. Das ist so etwas wie ein aus dem Raum in die Zeit gekipptes Interesse am anderen, Fremden: Man lernt was und amüsiert sich dabei.

Interview: Ariel Hauptmeier